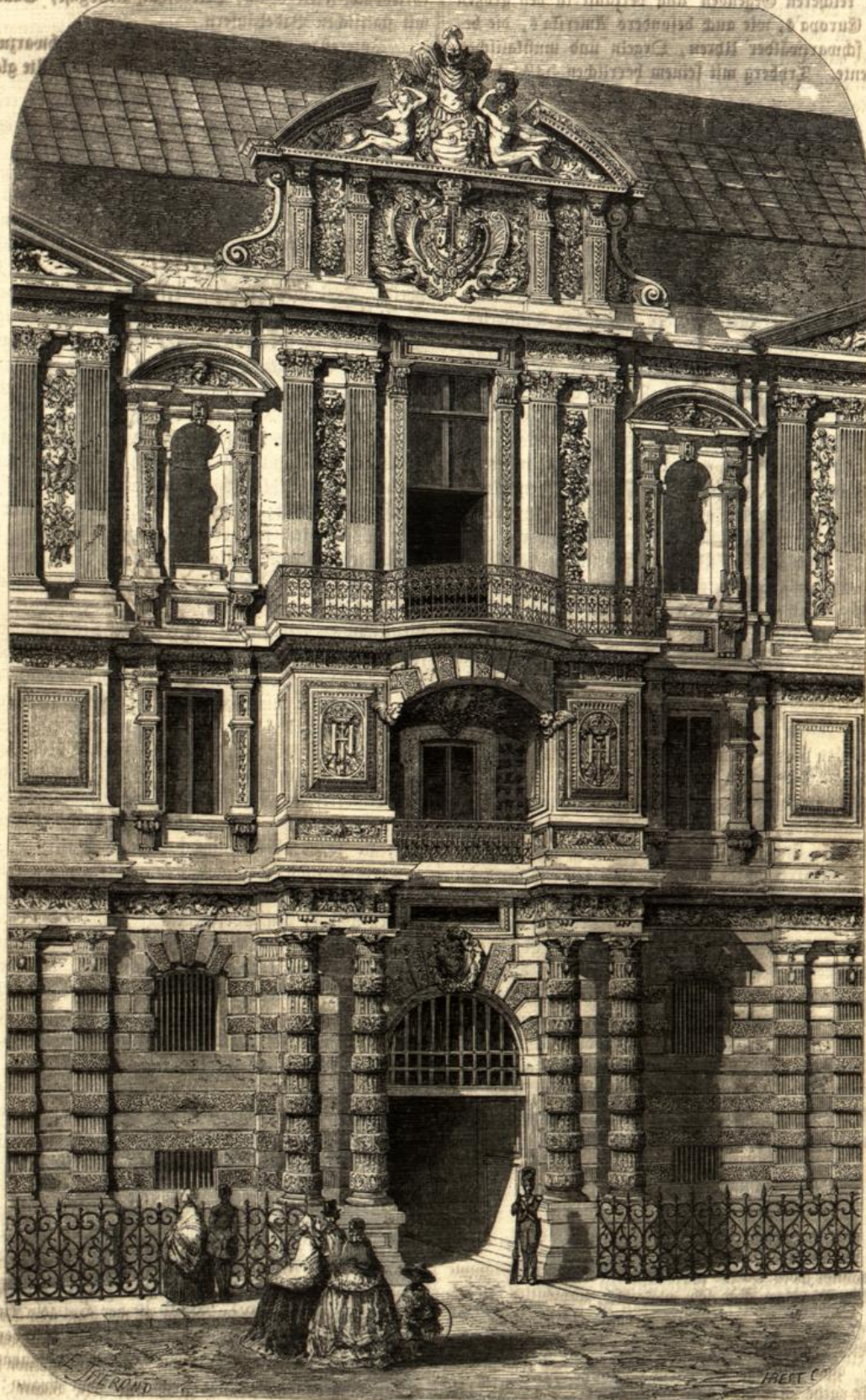


Der Louvre.



Chor der ehemaligen Bibliothek des Königs im Louvre.

Den Ursprung des großartigen Louvrepalastes in Paris wollen Einige bis in's siebente Jahrhundert hinauf verlegen; gewiß ist jedoch nur, daß zur Zeit Philipp Augusts (1200) ein befestigtes Schloß hier stand, das dieser König nicht mit in die Ringmauer der Stadt aufnehmen ließ, um sicherer und den Parisern fürchtbarer zu sein. In der Mitte des großen Hofes dieses alten Schlosses erhob sich der befestigte Thurm des Louvre, der Schrecken der trotzigsten Vasallen; außerdem wurde der starke, aber nach Außen plumpe und unscheinbare Bau durch mächtige Thürme, Thore und Gräben vertheidigt. Fortgesetzt wurden die Bauten unter Karl IX., Heinrich III. und IV., Ludwig XIII. und XIV.

Heinrich IV., dessen Namens-Schiffre überall prangt, hatte die Idee, den Louvre mit den Tuilleries zu verbinden. Er beauftragte damit den Architekten Androuet Ducerceau. Man begann die Arbeit auf der Seite der Tuilleries. Pierre Lescot und Claude Perrault schufen die Facaden des Schlosses, letzterer besonders die östliche, deren Peristyl 52 corinthische Säulen und Pfeiler bilden und die durch Napoleon noch verschönert wurde; die Säulen dieses 525 Fuß langen Ganges haben eine Höhe von etwa 38 Fuß. Den Mittelvorsprung krönt ein Giebel mit einer Büste Ludwig XIV., umgeben von Minerva, den Musen und Grazien; über dem großen Throne ist ein zweites Relief, die Thüren selbst sind kostbare Broncewerke. Die Südfacade, ebenfalls von Perrault, ist in gleicher Weise mit corinthischen Pfeilern und Bildnereien geziert. Die nach dem innern Hof gefehrten Facaden bieten dasselbe Gemisch des Baustyls, das wir bereits nach Außen fanden, doch gleichen sie sich wenigstens in der Einheit, mit der sie nach den Plänen Lescot's und Perrault's von deren Nachfolgern hergestellt wurden. Der Mittelpavillon des sogenannten „alten Louvre“ trägt eine vierseitige Kuppel mit colossalen Caryatiden von Sarrazin und ist jetzt mit einer Abends erleuchteten Uhr versehen.

Die Wege durch die vier Thore, die auf die Seine, den Carousselplatz, den des Oratoriums und des Louvre hinausführen, sind neuerdings streng in ihrem Styl von Duban restaurirt worden. Alle Welt bewundert die Schönheit des Ensemble und den Reichtum der Ornamente dieser herrlichen Renaissance. Der Pavillon der Bibliothek, von dem wir eine Abbildung geben, ist vielleicht die glücklichste Partie. Die doppelten Balcone, die hinter die Seitennischen gestellten Fenster, der reiche Fronton am Giebel verbinden Leppigkeit mit Zartheit, Kraft mit Harmonie. Der reizende Fries des Erdgeschosses ist von dem Meißel der beiden Bildhauer Pierre und François L'Heureux. Das Werk wurde 1609 beendet. Ein Jahr vor seinem Tode hatte Heinrich IV. die Befriedigung, seinen colossalen Plan vollständig ausgeführt zu sehen.

Sir John Franklin.

Die geographischen Entdeckungen haben stets die größten Opfer gefordert; keine aber ist bis jetzt mit solchen unübersteiglichen Schwierigkeiten verbunden gewesen, als die einer „nordwestlichen Durchfahrt“. Das gesuchte Problem ist bekanntermaßen dies: „Zwischen dem Norden des atlantischen Meeres und dem des stillen Meeres, zwischen Amerika und dem Pole eine Durchfahrt zu finden, welche gestattet, auf andere Weise in das stille Meer zu

gelangen, als um das Cap Horn, oder das Cap der guten Hoffnung.“ Davis drang 1585 in diesem Meere bis zu jenen fürchtbaren Eisschollenbänken vor; Hudson gab einem ungeheuren Meere seinen Namen, aber er starb dort (1611); Behring hatte auf einem ganz entgegengesetzten Punkte genau dasselbe Schicksal (1722); vor einigen Jahren endlich verschwand einer der ausgezeichnetsten englischen Seeoffiziere plötzlich in jenen Regionen, und erst dem Dr. Rae ist es vorletztes Jahr geglückt, seine Ueberreste aufzufinden.

John Franklin ist 1785 geboren. Er trat jung in die englische Marine und machte die Lehrjahre eines Midshipman durch. Man war mit Frankreich und den Vereinigten Staaten im Krieg; er nahm an dem Kampfe von Trafalgar und dem Unglück von New-Orleans (1815) Theil. Drei Jahre später berief ihn ein Befehl der Admiralität zur Leitung eines besser für seine Fähigkeiten passenden Unternehmens. Ein Mann von origineller Kühnheit, Anfangs Wallfischfänger, später anglicanischer Geistlicher, Scoresby, hatte seine Landsleute wieder an die langvergeffene Idee der nordwestlichen Durchfahrt erinnert. Die Admiralität rüstete vier Schiffe aus, von denen zwei Ross und zwei Buchan anvertraut wurden. John Franklin erhielt das Commando eines der beiden Schiffe, des Trent; er sollte Buchan die Durchfahrt zwischen Spitzbergen und der Behringsstraße finden helfen. Dieser erste Versuch hatte gar keinen Erfolg, und diente bloß dazu, die Kaltblütigkeit und moralische Macht des jungen Offiziers kennen zu lernen. Der Bericht seines Lieutenants Beechey gibt ein dramatisches Bild der Gefahren, welche sein kleines Schiff Tag für Tag während des fürchtbaren Sommers von 1818 durchmachen mußte.

Ross hatte zum Theil mit seiner Expedition reussirt; auch im Jahre 1819 glaubte die Admiralität Parry, seinem Collegen, die weitere Verfolgung des Unternehmens und der Untersuchung der Meere jenseits der Lancasterstraße anvertrauen zu müssen. Eine ganz andere Expedition sollte neben der von Parry zu Lande unternommen werden; sie wurde dem jungen Commandanten des Trent anvertraut, und man gab ihm außer einigen verdienstvollen Offizieren einen Mann mit, der ihm von täglichem Nutzen wurde, den Doctor Richardson. Der Ausgangspunkt der Expedition war York, an der Hudsonsbai, eine ehemalige Factorie canadischer Franzosen, und der erste Zusammenkunftsort das kleine Fort Chipewyan im Westen, von York durch ein mit dichten Schnee bedecktes Land getrennt. Das Glück, das Franklin an Bord des Trent begleitete, folgte ihm auch in dieses fürchtbare Land. Eines Tages gleitete er von einem Felsen in das Bett eines tiefen und reißenden Flusses; er war verloren, wenn er nicht einen Weidenzweig hätte erfassen und in dieser Lage die Ankunft seines Canots erwarten können. In Chipewyan erwartete ihn die erste Täuschung; statt der Vorräthe, die ihm versprochen waren, fand er nur 500 Pfund Pemmican (getrocknetes und pulverisirtes Büffelsteif), und mußte sich so rasch als möglich aufmachen, um am Fort Providence indianische Führer zu suchen. Ein Häuptling, Namens Akaitcho, machte sich verbindlich, die Europäer bis an das Meer zu begleiten, und zwar mit zwei Führern und sieben Jägern, welche die Truppe auf's Beste zu verproviantiren versprochen. Mit diesen erreichte Franklin den 64° 30' n. Br., die zahlreichen kleinen Seen, aus denen der Kupferminenfluß entspringt, der durch folgende indische Sage verherrlicht ist, welche neben denen

der alten Welt sich nicht zu schämen braucht. „Eines Tages,“ sagen die Rothhäute, „entführten Eskimo's eine junge Indianerin und schleppten sie über das Meer mit sich. Sie entkam lange Zeit nachher und floh nach dem Süden, als sie am Ufer eines ungeheuren Meeres angekommen, in der Verzweiflung, nicht weiter zu können, an der Küste in Thränen zerfloß und niedersank. In diesem Augenblick nähert sich ihr ein Wolf, liebkost sie, leckt ihre thränengebäderten Augen und schwimmt in das Meer hinaus, als wenn er sie auffordern wollte, ihm zu folgen. Sie that es und nachdem sie so in fünf Tagen an einer feichten Stelle das große Meer durchwaten, kam sie an das Jagdgebiet ihres Stammes. Die ersten Krieger, welchen sie begegnete, sahen in ihren Händen ein Stück ungereinigten Kupfers, das sie an einem nahen Berge losgerissen; außer sich vor Freude, ließen sie sich von ihr nach der Mine führen. Der Anblick dieser Masse Metall ließ sie den Rest von Kaltblütigkeit vollends verlieren, den sie noch besaßen; sie wollten mit Gewalt die junge Reisende mit sich fortführen und diese entkam ihnen nur, indem sie auf die Spitze des Berges floh, wo sie erschöpft niedersank. Im Augenblick, als die Barbaren sie einholten, öffnete sich der Berg, verschlingt Opfer und Verfolger, und man findet heute in diesen Gegenden nur kaum noch bemerkbare Ausläufer von Metalladern.“ An diesem Punkte angekommen, wollte Franklin, den die lange Dauer der Unternehmung ungeduldig machte, einen Augenblick bis an's Meer vordringen; Akaitcho rieth ihm jedoch energisch ab. Er beschloß nun, an einem Orte zu überwintern, den er Entreprise nannte, und erbaute dort aus Baumstämmen eine Hütte, welche durch einige sehr schöne Pinien geschützt war. Dort blieb er neun Monate, eine Beute aller Gefahren, der Kälte und des Hungers. Die Indianer thaten jedoch, was sie für die „blaffen Gesichter“ thun konnten; Alles, was sie aufzutreiben im Stande, brachten sie ihnen, indem sie sagten: „Wir sind an den Hunger gewöhnt und Ihr nicht.“

Im Juni 1821 entschied sich die Expedition, den Kupferminenfluß hinabzufahren, und nach einer Reise von 334 Meilen erreichte sie das Eismeer. Die Indianer, welche wenig Lust hatten, mit ihren Todfeinden, dem Eskimo's, in Berührung zu kommen, kehrten nach dem Entrepriseposten zurück; aus demselben Grunde enifernten sich die Eskimo's so schnell sie konnten. Franklin schiffte sich auf Canots ein und fuhr östlich die Küste entlang, in der Hoffnung, auf diese Weise in die Hudsonsbai zu gelangen; er kehrte jedoch, von schweren Leiden geprüft, nach dem Cap zurück, das wegen dieses Umstandes Turn-again (22. Aug.) genannt wurde. Die Expedition, welche aus 32 Personen bestand, hatte für zwei Tage Lebensmittel, und mehr als 350 Meilen zu machen, um den Posten zu erreichen. Vom 5. September an verfolgte sie das Unglück unaufhörlich. Während mehrerer Tage mußten sie sich von einem Moose nähren. Ein einziges Mal erlegte man einen Moschusochsen, den man mit der höchsten Freude roh verzehrte; aber dieses Glück wiederholte sich nicht. Außer Moos verzehrten die Reisenden das Leder ihrer Schuhe und die Damhirschgerippe, welche die Wölfe verschmäht hatten. Durch den Hunger demoralisirt, hatten sie auf ihrem Wege all' ihre Transportmittel zerstreut, und als sie an den Kupferminenfluß gelangten, brauchten sie acht Tage, bis sie Mittel fanden, hinüber zu kommen. Nach sechs Wochen solcher Existenz war die kleine Truppe auf sechs Personen reduziert, und als man bei dem Entreprise-

posten angelangt war und alles Leiden ein Ende haben sollte, erwartete sie eine neue Prüfung, der Posten war verlassen! „Es ist unmöglich,“ sagt Franklin, „unsere Gefühle bei diesem Anblick zu beschreiben. Alle mußten Thränen vergießen, Jeder weniger über sein Schicksal, als über das der Unglücklichen, die wir zurückgelassen und deren Wohl von der Hilfe abhing, die wir ihnen nun zu schicken außer Standes waren.“ Die heroische Energie des großen Mannes erhob sich jedoch alsbald wieder auf das Niveau dieser furchtbaren Lage. Er fand auf dem Posten eine Notiz seines Collegen Back, den er als Plänkler ausgeschiedt, und der ihn benachrichtigte, daß er nach dem Süden, in der Richtung des Fort Providence, aufgebrochen, in der Hoffnung, die Indianer zu finden. Franklin ergreift rasch auch dies Mittel; er läßt drei seiner Leute erschöpft bei dem Entreprise zurück; mit den beiden Legten macht er sich nach Providence auf. Am zweiten Tag fällt er zwischen zwei Felsen, und seine canadischen Schuhe zerreißen. Er läßt seine Gefährten den Weg fortsetzen und kehrt zu dem Posten zurück, wo er mit Damhirschgerippen, die er aus dem Schnee herausgräbt, sein Leben fristet. Eines Abends stoßen Zwei von denen, welche er unterwegs gelassen, zu ihm: Richardson und Hepburn. Diese beiden Männer hatten allein die Truppe Hungeriger überlebt, welche sich untereinander aufgegefressen; Richardson mußte einem Canadier den Kopf spalten, der allein drei seiner Kameraden aufgezehrt. Endlich, am 7. November, erschienen die Indianer, welche Back gefunden. Vierunddreißig Tage später erreichten sie Providence, und nachdem sie sich von ihren übermenschlichen Anstrengungen erholt, mußten sie von Akaitcho Abschied nehmen und ihm leider bekennen, daß sie außer Stande seien, im Augenblick seine Dienste zu belohnen. Der gute Indianer verleugnete seinen ritterlichen Charakter nicht. „Was wollt Ihr,“ sagte er, „die Augenblicke sind hart, wir sind arm, Ihr auch; da Eure Waaren nicht angekommen, können wir sie auch nicht haben. Ich bedaure nicht, gethan zu haben, was ich gethan; ein Kupferindianer wird nie dulden, daß die Weißen auf seinem Jagdgebiete Hunger leiden. Ich weiß, daß Ihr Alles in Euren Büchern aufzeichnet; wenn Ihr Alles, was wir Schlechtes gethan, dort niederlegt, so vergeht auch das Gute nicht!“

Back, der diese Indianer in den nämlichen Gegenden später wieder traf, hörte sie mit großer Bewunderung von der kaltblütigen Energie Franklins sprechen.

Im Jahre 1825 sah England drei neue Polar-Expeditionen seine Häfen verlassen; die beiden ersten sollten ihre Untersuchungen unter den Befehlen von Parry und Beechey zur See anstellen, die dritte, welche von Canada zu Lande ausging, den Mackenzie hinabfahren und sich mit der einen oder der andern der beiden ersten vereinigen sollte, stand unter dem Befehle Franklins. Er verließ mit schwerem Herzen sein Vaterland; denn seine junge Frau, mit der er erst seit zwei Jahren verheirathet war, litt an einem unheilbaren Uebel. Sie sprach ihm jedoch Muth ein und bat ihn, seine Reise keinen Tag aufzuschieben. Auch sandte sie ihm eine von ihrer Hand gestickte seidene Flagge, die sie ihn bat, einst auf einer vor ihm noch nicht gekannten Küste aufzustecken. Im Juli reiste er mit Back und Richardson von Chipewyan ab; während er später nach dem Meere hinabfährt, bleibt Back an der Südwestspitze des Großbärensees, wo er einen Posten errichtet, dem er den Namen seines unerschrockenen Commandanten gibt. Dieser kehrte endlich wieder zurück, und die Truppe

überwintert im Fort Franklin bis zum folgenden Juni, wo sie den Mackenzie hinabfahren. Am 7. Juli erreichte Franklin die Mündung, wo er jedoch das Opfer der Brutalität eines Eskimostammes wird, der seine Bagage plündert; durch Wunder von Kaltblütigkeit entkommen, erreicht er das Meer und landet auf der Insel Garry, wo er die Flagge seiner sterbenden Frau aufpflanzt. Er mußte jedoch, obgleich schon in der Nähe des amerikanischen Kuslands, im September nach dem Fort Franklin zurückkehren. Back hatte indessen das Vassin der Kupfermine mehrmals besucht. Während des Winters machten unsere Europäer trotz einer Kälte von 40^o fleißige naturwissenschaftliche Studien. Bei der Rückkehr in die Heimath wurden sie aufs Glänzendste aufgenommen; und Franklin mit dem Titel Baronet ausgezeichnet. — Auf diese Jahre schwerer

Prüfungen folgten für Franklin achtzehn ruhige Jahre, während welcher er Gouverneur von Vandiemensland war, wo er sich durch seine Verwaltung einen sehr populären Namen machte. Im Jahre 1845 vertraute ihm die Admiralität zwei speziell für die arctischen Expeditionen gebaute Schiffe, den Erebus und Terror, an, welche mit 160 Personen bemannt waren und Lebensmittel für vier Jahre hatten. Am 26. Mai 1845 verließ er England zum letzten Male, steuerte nach der Baffinsbai, legte an der Insel Disco an und schrieb von dort an die Admiralität einen Brief voll Vertrauen und Hoffnung. In der Meerenge von Lancaster sahen ihn kurze Zeit später die Wallfischfänger. Es war die letzte Nachricht von ihm. Erst dreithalb Jahre später beunruhigte man sich über das Schicksal des kühnen Seefahrers, und von nun an vermochten selbst die großen Er-

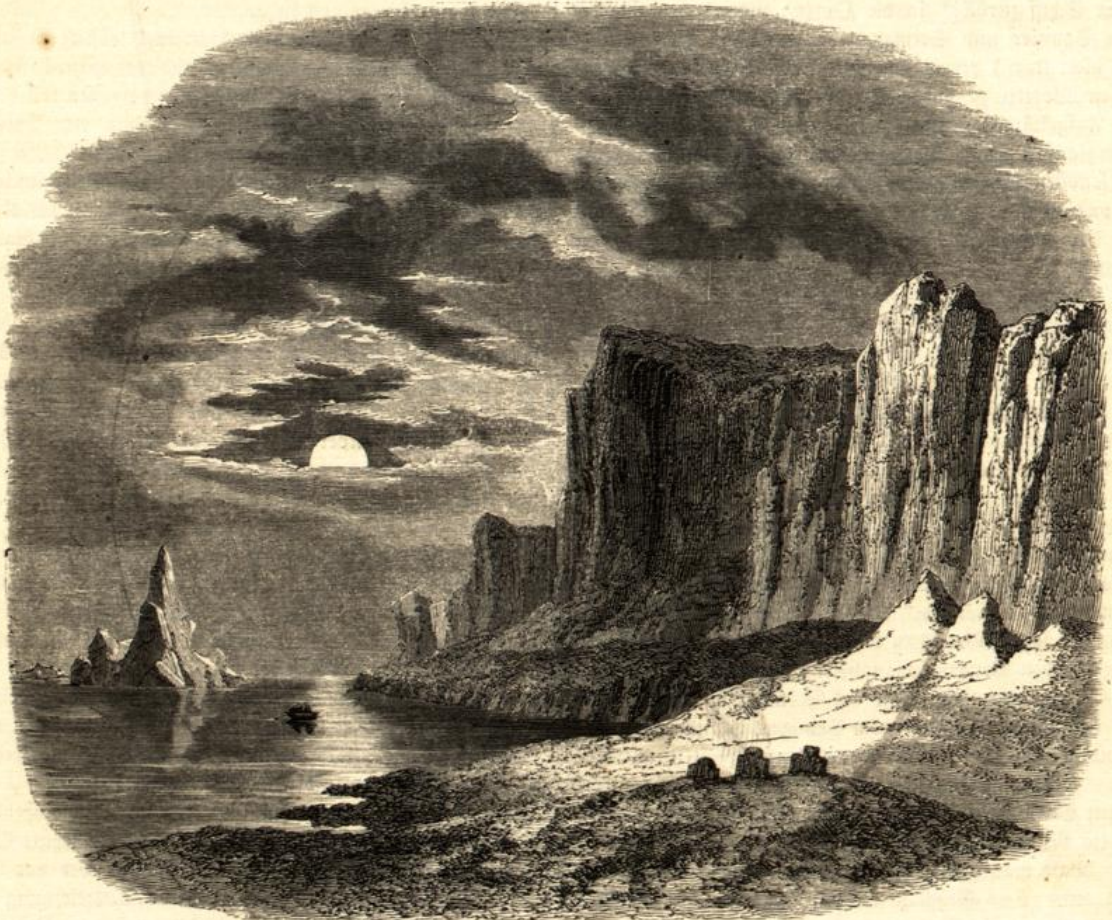


eignisse, welche Europa erschütterten, das Interesse für die Nordpolerpedition nicht mehr ganz in den Hintergrund zu drängen. Die Admiralität schickte eine Expedition unter Ross, Moore und Kellet aus, welche Franklin auf dem 1825 von ihm eingeschlagenen Wege suchen sollte. Im März 1848 folgten Rae und Richardson, welche von New-York sich nach Montreal begaben, wo sie mit 16 Canadiern zusammentrafen, die der Commandant der Hudsonscompagnie, G. Simpson, zu ihrer Verfügung gestellt. Sie fuhren den Mackenzie hinab und begaben sich von dort an die Küste nach dem Kupferminenfluß. Zwei Mal des Tages landeten sie, um zu kochen, zu jagen und das Land von der Höhe der Vorgebirge zu besichtigen. Endlich kehrten sie nach dem Posten des Großbärenfrees zurück und machten den hoffnungsvollsten Bericht, man

dürfe an Franklins Schicksal nicht verzweifeln. Das Gegentheil davon sprach Ross aus, dessen Expedition vom Juni 1848 bis September 1849 dauerte. Die englische Regierung setzte nun enorme Preise (20,000 Pfd. St.) aus; die Vereinigten Staaten thaten dasselbe; die edle Lady Franklin, seine zweite Frau, schickte auf ihre Kosten Schiffe nach der Meerenge von Lancaster, während ein New-Yorker Kaufmann, Mr. Grinnell, dem alten Ross veranlaßte, in Person seinen berühmten Kollegen aufzusuchen. In-halb von den erredn sie, damit nicht
Im Juli 1854 erhielt England den Bericht des Dr. Rae, der aus dem Munde von Eskimo's Mittheilungen von trauriger Genauigkeit über die Expedition Franklins erhalten hatte. Diese Mittheilungen wurden dadurch bekräftigt, daß man in den Händen der Eskimo's verschiedene

Gegenstände fand, welche der Equipage des Grebus und Terror gehört hatten. Im Frühjahr 1850, erzählt Rae, hatte man ungefähr 40 Weiße auf dem Eise südwärts gehen sehen, welche ein Boot mit sich zogen. Sie gaben den Eskimo's zu verstehen, daß ihre Schiffe zu Grunde gegangen und daß sie auf Wildpret ausgingen. Später fand man die Leichen von Dreißig auf dem Continent und Fünf auf einer benachbarten Insel, eine Tagesreise nordwestlich vom Backs-Great-Fishriver. Einige Leichen waren begraben, andere unter Zelten, wieder andere unter einem zum Schutz umgestürzten Schiffe, mehrere in verschiedenen Richtungen zerstreut. Unter den auf der Insel Gefundenen hielt man Einen für einen Offizier, da er ein Teleskop an der Schulter hängen hatte und eine

Doppelflinte neben ihm lag. Nach dem Zustand, in welchem wir unsere Leute fanden, mußten sie zum Aeußersten, zum Kanibalismus gedrängt sein, um ihr Dasein zu fristen. Munition schien in großer Masse vorhanden gewesen zu sein; auch Waffen und Instrumente fand man in großer Zahl vor. Unter den vierzig Personen, aus denen das Detachement bestand, war ein großer, starker Offizier. Alle Uebrigen waren abgemagert. Sie zogen ihre Schlitten mit Stricken. Einige mußten, bis zur Ankunft der wilden Vögel (Ende Mai) geliebt haben, denn man hörte Schüsse und fand frische Gebeine und Gänsefedern in der Nähe dieses traurigen Schauplatzes. Dr. Rae kaufte von den Eskimo's eine Menge Gegenstände, welche den Weißen gehört hatten, unter Andern einen Orden und



Insel Beechey. Erstes Winterquartier von Franklin.

einen Silberschmuck, auf dem Sir John Franklin gravirt war. Es ließ sich nach den Mittheilungen der Eskimo's kaum zweifeln, daß diese gegen die Unglücklichen Gewaltthätigkeiten verübt. Trotz der genauen Nachforschungen und Resultate des Dr. Rae zweifelte man doch noch an der Wirklichkeit des Unglücks, namentlich da man die Lügenhaftigkeit der Eskimo's kennt. Im November 1854 wurden deshalb zwei neue Expeditionen, die eine am Mackenzie hinab, die andere nach dem Back-Fish-River ausgesandt; die zwanzigste und einundzwanzigste, welche Sir John Franklin anzufuchen bestimmt war. Die neunzehn ersten hatten zusammen 1,000,460 Pf. St. gekostet.

Die Gitana, noindarsloqasokk

Die Gitana.

(Schluß.)
Novina hatte sich schweigend abgewendet; über die Brüstung geneigt sah ihr großes Auge, in die Felschlucht hinunter, in der der wilde Darts hintoste. Möglicherweise richtete sie sich mit leidenschaftlicher Geberde auf. „Don Guzman,“ rief sie fast kreischend, und ihr Auge strahlte von unheimlichem Feuer, „geht nicht mehr auf Suer Schiff zurück!“ Capitän Enyavan trat, fast erschreckt, einen Schritt rückwärts. „Kleine,“ rief er gezwungen lachend, „hast Du Tollbeeren gegessen? Mein Schiff kann ich nicht lassen!“ Bei Allem, was Euch theuer ist,“ fuhr die Gitana beschwörend fort, „geht nicht mehr an Bord!“

„So lange ich ein Glied rühren kann,“ entgegnete der Bestürmte unwillig, „so lange mein Herz schlägt, will ich mein edles Schiff und seine brave Mannschaft nicht verlassen!“

„O, daß ich Euch lähmen könnte, o sähe ich morgen Euch im Sarge!“ schrie in höchster Aufregung das Mädchen und sank ohnmächtig zusammen. Laut jammernd sprang die Frau, der Mann herzu, und wie von Entsetzen gepackt stürmte Don Guzman zur Stadt hinab.

Der Abend dämmerte endlich nach schwülem Tage kühl herab. Don Guzman hatte ihn auf dem Zimmer seiner Fonda einsam verbracht, wo es ihm erst spät gelungen war, seine Ruhe in erstster Ueberlegung wieder zu finden. Immer tönte ihm das leidenschaftliche, fast verzweifelte Flehen der kleinen Gitana: „Geht nicht mehr auf Euer Schiff zurück!“ in die Ohren, und es brauchte bei dem Spanier und Seemann längerer klarer Betrachtung, um nicht irgend etwas Prophetisches, Unheilkündendes in diesen Worten zu finden. Jeder von uns, und wäre er der Aufgeklärteste, bewahrt in tiefster Seele seine Portion Aberglauben, und Der, welcher diesen Satz am wegwerfendsten läugnet, verbirgt wahrscheinlich am Meisten davon; Bergleute und Seemänner aber, denen stündlich der Tod auf tausendfache Weise droht, sind gewiß davon befangen.

Endlich kam die Stunde des Paseo heran, auf dem Don Guzman sich vorgenommen hatte, seinem holden Bäschen sich, so viel der Anstand erlaubte, zu nähern. Und früher wie gestern erschien auch die bequeme Carrosse mit den herrlichen Mohrenschimmeln, aus der der greise Heim und die liebliche Verwandte herabstiegen. Das dunkle Auge Donna Isidora's blickte wie suchend umher, und senkte sich plötzlich, als es den Fremden von gestern fand. Der alte Marques empfing den sich Nähernden freundlich, und äußerte im Laufe der Unterhaltung bald seine Ueberraschung bei dem Schlusse des Liedes der Gitana. „Auch Euch, Caballero,“ fiel Isidora ein, „sahen die Wendung des letzten Verses zu befremden; kennt Ihr vielleicht unsere lieben Bettern, die tapfern Emparan?“

Der heiße, feste Blick des schönen Auges haftete bei dieser Frage so scharf auf dem Seinigen, daß es dem guten Capitän unmöglich war, mit einer Unwahrheit zu antworten. Er nannte sich, und empfing mit einigen schmeichelhaften Vorwürfen das beglückende Recht, Donna Isidora als ihr Ritter zu begleiten.

Bald war das Gespräch wieder bei der kleinen Novina, und Don Guzman erzählte, daß er die niedliche Sibylle schon am Morgen in der Alhambra gesucht und gefunden habe.

„Und wie tragt Ihr diese Ungläubigen sammt der jungen Here? Brauten sie Zaubertränke oder trieben sie anderes Beschwörungswerk?“ — „Nichts dergleichen konnte ich bemerken, Sennora. Harmloses Spiel trieben sie.“ — „Und wie waren sie und besonders die kleine Prophetin gekleidet? Feuerroth und schwefelgelb in unerhörten wunderlichen Draperien?“ — „Das Kleid der kleinen Novina, Donna, war gewöhnlicher Cattun, nur etwas weit — ja, ziemlich weit ausgeschnitten.“ — „Gestand sie Euch, auf welche magische Weise sie die Gnade des Königs gegen Euch erfahren?“ — „Ich habe vergessen, sie darnach zu fragen.“ — „Hilf San Jago di Compostella! Nun, sie wird bald hier sein, ihre Gaukeleien zu treiben: dann könnt Ihr Euer Versäumen einholen, werther Better. — — —“

Doch die Gitana erschien nicht mehr auf dem Paseo; sie war sammt den Ihrigen aus Granada verschwunden.

Auf dem Felsendamme des Hafens von Cadix hatte eine Menge von Männern sich versammelt, die mit Fernrohren ein Schiff beobachteten, welches durch den ungestümen Nordwest augenscheinlich am Einlaufen verhindert wurde, der wilde Regengüsse von den Alpurarren herbeetrieb.

„Es ist ein verfluchter Kezer und Engländer,“ zürnte ein wetterbrauner älterer Mann, „der, wie sein Kamerad im Hafen von Toulon, ein Stückchen Nordbrand im Sinne hat. Die spanische Flagge hat der Hund nur um uns zu täuschen aufgehißt, und weiß, daß drei Schiffe mit reicher Ladung dort hinter uns liegen.“

„Laßt ihn nur besser herankommen,“ tröstete ein Zweiter; „die Kanonen der Kamblete und der Hasenbatterien werden ihn grüßen, daß er das Danken vergessen soll.“ — „Ist alles ganz unnötig,“ meinte ein Dritter. „Glaubt Ihr, daß er durch die verworrenen Riffe der Puercos zu steuern im Stande ist, ohne einen unserer Lootsen am Bord? Und will er sich links an der Küste herabdrücken, so wird das Felschloß Diamante, die Galera da drüben und hier St. Philipp und Castell Matagarde ihm die Wege weisen.“

„Wahrhaftig, ein kecker Bursche kommandirt ihn,“ nahm der Erste wieder das Wort. „Wären die Felsbänke da draußen nicht, und der Nordwest — ich weite einen Schlauch Bal di Pennas — mit all' Euren Batterien würde er fertig. Aber die Nacht kommt ihm auf den Hals — seht, da wirft er seine Segel in den Wind, und zieht ab, um zu sehen, ob der Wind morgen nicht günstiger ist.“ — — —

Die Nacht sank regendunkel herab, und das Gemühl des Hafens verstummte. Nur auf einem der ankernden Schiffe schwankten noch die Laternen auf und ab, und leises, unheimliches Gemurmel tönte von seinem Deck zur Canbelara auf der letzten Spitze der Landzunge, die Cadix trägt. Noch eine halbe Stunde und man hörte den gleichmäßigen Schritt der Matrosen, welche die Ankerwinde drehten, das Vormarssegel wallte herab, und behutsam glitt die Reyna Izabel aus dem bergenden Hafen. Bald hatte sie die gefährlichen Felsgruppen doublirt, und bot dem stoßenden Winde Segel um Segel. An der Deckgalerie lehnte Don Guzman de Emparan, ihr muthiger Führer, der vor Begierde brannte, dem Könige für seine Auszeichnung zu danken, und der schönen Braut, die er sich in Granada erworben, frisch gewonnene Lorbeeren zu bringen.

Nur gegen Südwest konnte der verwegene Engländer gefegelt sein, um im weiten atlantischen Ocean die gepanzerten Küsten in so ungünstiger Nacht zu vermeiden, und dort hinaus jagte sein hitziger Verfolger. Rittend bogen sich die Masten unter dem gewaltigen Druck der Segel, doch nur der Capitän blickte besorgt zu den Raaken hinauf; blindlings ihm ergeben, vor Kampflust zitternd, stand die Mannschaft auf ihren Posten. Wohl rief die Glocke zur mitternächtlichen Ablösung, doch kein Mann suchte die Hängematte; alle blieben bei den Kanonen und den Kameraden, den Kampf erharrend.

Im Vordermars hatte ein junger baskischer Matrose sich angesurrt, und spähetete mit Falkenblicken hinaus in das Dunkel. Unter dem Winde schien die Wolkenschicht sich eine Minute zu lichten und — wie ein Spinnengewebe er-

sahen es auf der helleren Stelle — das Takelwerk eines Schiffes. Deutlich erkannte er die nackten drei Masten, die Stagen, die Banten. — Er war es, der gesuchte, der ersahnte Feind, und behend glitt er zum Deck herab, seine Entdeckung zu melden. Er hatte recht gesehen, wie die Nachsichtsröhren bestätigten. Noch eine kleine Stunde und herüber, hinüber trachten die glatten Lagen des erbitterten Gefechtes. Der Gegner schien einen Angriff kaum vermüthet zu haben, wußte aber sofort ihm nachdrücklichst zu begegnen. Beim Feuer der Karonaden allein sah man für Sekunden den Feind, und nahm die Richtung für die nächste Charge, die begreiflich nicht auf Masten und Takelwerk, sondern auf den sichereren Zielpunkt, zwischen Wind und Wasser, auf den Rumpf gelenkt ward. Die Reyna Isabel, höher gebaut als das niedrige englische Schiff, schleuderte ihre Kugeln schräg herab, so daß sie auf der andern Seite die Schiffswand des Feindes unter der Wasserlinie durchbohrten. Wie ein Strom brachen die Wellen in den Raum — hoch bäumte das Bugspriet sich gegen den Nachthimmel — ein hundertstimmiger Schrei gellte in den Sturm hinaus, und das Schiff ist versunken in die Tiefe des Oceans. — —

„Boote in See; rettet was auftaucht!“ hallte das Sprachrohr. Doch nicht Don Guzman, der kühne Sieger, gab den Befehl; sein erster Locoteniente hatte die Führung des Schiffes übernommen. Auf dem Tische der Kajüte lag der Capitän, neben ihm stand in düsterem Schweigen der Arzt, der eben den Verband beendet hatte; ein Splitter der Galerie hatte die Brust des Sterbenden zerschmettert.

„Ist Jemand von der englischen Mannschaft gerettet?“ frug mühsam der Verwundete.

„Nur fünf Matrosen, Don Capitän,“ war die Antwort.

„Bringt sie her! Doctor, fragt Ihr!“

Die Männer traten leise ein; braune, gedrungene Gestalten. — „Wer seid ihr?“ frug der Arzt.

„Spanier, Guer Edeln,“ war die Antwort.

„Wie kommt Ihr auf ein englisch Schiff?“

„Wir haben es erst in voriger Woche genommen und unsere Sta. Christiana zur Ausbesserung nach Ceuta geschickt.“

„Guer Capitän?“ drängte der Verwundete.

„Sennor Julian de Emparan!“

„Mein Bruder!“ schrie Don Guzman; er wollte sich aufraffen, ein Blutstrom quoll ihm aus dem Munde — er hatte vollendet. *) —

Jahre waren vergangen. Durch die mit goldner Pracht überladene Domkirche Granadas schritt ein Reisender, und ihm zur Seite ein alter Mönch, der die Merkwürdigkeiten ihm zeigte und erklärte. Sie blickten lange durch das kunstvolle Eisengitter, hinter dem die gewaltigen Marmorarkophagen der Groberer Granadas, Ferdinands und Isabellas, stehen. Endlich wandten sie sich zur eigentlichen Kirche zurück, und der Fremde bemerkte ein prächtig gearbeitetes Grabmal, an dem eine dunkle, tiefverschleierte Gestalt in Trauer versunken kniete.

„Verdiente der Todte in dem Marmorgrabe diese rührende Treue?“ frug er seinen Begleiter.

„Es war ein Schiffscapitän,“ war die Antwort, „der im Gefecht fiel; schon vor dreißig Jahren ward er hier bei-

gesetzt. Die Alte dort ist eine wahnsinnige Gitana, die ihm damals sein Schicksal prophezeit haben soll. Täglich betet sie bis zur Nacht an dieser Gruft, und lebt von Almosen, die gute Christen ihr geben.“

Au der Roulette.

Novelle.

Zur Zeit der Emigration war Coblenz der Zufluchtsort beinahe des ganzen französischen Adels geworden, und der Hof von Versailles sah sich, so zu sagen, an die Ufer des Rheines verlegt. Obgleich die Lage der Meisten sehr precär war, bewahrte man sich doch die ungetrübte Heiterkeit, den einzigen Reichtum, der ihnen durch die Revolution nicht genommen worden. Man gab sich Feste, wie in Frankreich, machte sich Besuche, stritt um den Vorrang und verspielte den letzten Thaler. Die Roulette, welche seit kurzer Zeit in einem allgemein zugänglichen Hause aufgestellt war, zog namentlich die Emigrirten durch die trügerischen Hoffnungen von Gewinn an sich. Auch der deutsche Adel besuchte ihn, durch das Beispiel verlockt, und die schlimmste Leidenschaft machte täglich neue Fortschritte in allen Rängen. Unter der kleinen Zahl Adelliger, die der Verlockung widerstanden, war der Chevalier von Noquincourt, ein Elsäßer. Der Nothwendigkeit nachgebend, die ihn zwang, Frankreich zu verlassen, hatte der Chevalier alle Folgen des Exils auf sich genommen. Die kleine Summe, mit der er nach Deutschland geflohen, wurde in die Hände eines seines Vertrauens würdigen Banquiers niedergelegt und die Renten davon, nebst dem Ertrag einiger Unterrichtsstunden, ermöglichten ihm, seine Bedürfnisse zu bestreiten und all seinen Verpflichtungen nachzukommen. Anfangs spottete man über seine Solidität, zuletzt mußte man ihr doch Anerkennung zollen. In Folge seines ökonomischen Systems hatte sich der Chevalier in einer der Vorstädte bei einer Jüdin eingemietet. Ueber ihm wohnte ein junger Mann, der sich Alois Barker nannte. Er war von Neuwied, wo er von einem kleinen Detailhandel mit seiner Mutter und seiner jüngeren Schwester gelebt; ein Brand hatte ihm plötzlich Alles, was er besaß, geraubt, und er war nach Coblenz in der Hoffnung gekommen, dort einige zweifelhafte Ausstände, die jetzt sein ganzes Vermögen bildeten, eintreiben zu können. Unglücklicher Weise waren seine Bemühungen vergeblich gewesen. Ohne Bekanntschaften unter den Fabrikanten der Stadt, ohne die Mittel, Gerechtigkeit vor den Richtern zu fordern, bereits durch das Unglück entmuthigt, das ihn niederbeugte, war er weder gewandt noch imponirend genug, seinen Schuldnern gegenüber zu treten, um sie zur Bezahlung zu zwingen. Der Chevalier kannte das Unglück Barkers obenhin; jedes Mal, so oft er ihn auf der Treppe begegnete, fragte er ihn mit Interesse, wie seine Sachen stünden; da er ihn jedoch seit mehreren Tagen nicht gesehen, wußte er auch nicht, daß der junge Mann bereits am Rande des Ruins stand und sich nicht mehr zu helfen wußte.

Eines Tages, als er von seinen Lectionen zurückkehrte, fand er Alois an der Hausthüre mit dem Postboten, der einen Brief in der Hand hielt. Der junge Mann betrachtete diesen mit feuchten Blicken, ohne ihn jedoch zu nehmen; der Postbote schien unentschieden. Der Chevalier blieb stehen und begrüßte Barker bei seinem Namen mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme, welche offenbar die Erklärung der Verlegenheit verlangte, in der er

*) A. v. Humboldt erzählt diese erschütternde Thatsache im III. Bande seiner Reisen.

sich befand. Alois schien nicht zu begreifen; aber der Postbote wandte sich an Roquincourt: „Da dieser Herr von Ihrer Bekanntschaft ist,“ bemerkte er, „so könnte er Sie vielleicht aus der Verlegenheit ziehen.“ — „Was gibt es?“ fragte der Chevalier lebhaft. — „Es ist eine kleine Fatalität,“ versetzte der Postbote zögernd; „dieser Brief kommt von Neuwied für diesen Herrn, das Porto beträgt vier Silbergroschen, und der Herr hat gerade nicht das Geld . . . bei sich.“ — „Warum sagen Sie das nicht?“ rief der Franzose und griff rasch in die Tasche. Alois hielt ihn jedoch mit einer Bewegung zurück. „Nein,“ sagte er mit abgebrochenem Tone, „ich habe diese Summe weder bei mir, noch anderswo; ich könnte sie Ihnen nicht wieder geben, mein Herr.“ — „Ich bezahle sie dennoch, denn ich bin sie Ihnen schuldig,“ sagte Roquincourt im ungezwungensten Tone; „nehmen Sie, mein Herr; da der Brief von Neuwied kommt, muß er von Ihrer Schwester oder Mutter sein.“ Er hatte den Postboten bezahlt, welcher sich entfernte, und gab Barker den Brief. Dieser hatte nicht die Kraft, ihm zu danken, aber er öffnete das Papier und las es rasch durch. Je weiter er kam, desto zerstörter wurden seine Züge; endlich hielt er mit einem schmerzlichen Ausruf inne. „Haben Sie eine schlimme Nachricht erhalten?“ fragte der Chevalier, der die Treppe hinaufgestiegen und bei dem Schrei des jungen Mannes stehen geblieben war. — „Ach, dies Unglück fehlte uns noch!“ stammelte Alois, der den Brief verzweifelt an die Stirne drückte. — „Verzeihen Sie, was ist geschehen, was schreibt man Ihnen?“ fuhr Roquincourt fort, indem er rasch drei Stufen hinabstieg, um bei Barker zu sein. — „Wenn Sie wüßten, mein Herr!“ rief dieser, dem die Thränen die Stimme erstickten; „sie haben Alles verkaufen lassen, was meiner Schwester und meiner Mutter geblieben; beide sind jetzt obdachlos und brodlos.“ Der Chevalier machte eine Bewegung schmerzlicher Ueberraschung. „Und sie rufen mich nun zu sich,“ rief Alois, „mich, der ich nicht mal das Porto dieses Briefes bezahlen konnte; mich, der ich wie sie, ohne Mittel, ohne Ausflucht bin!“

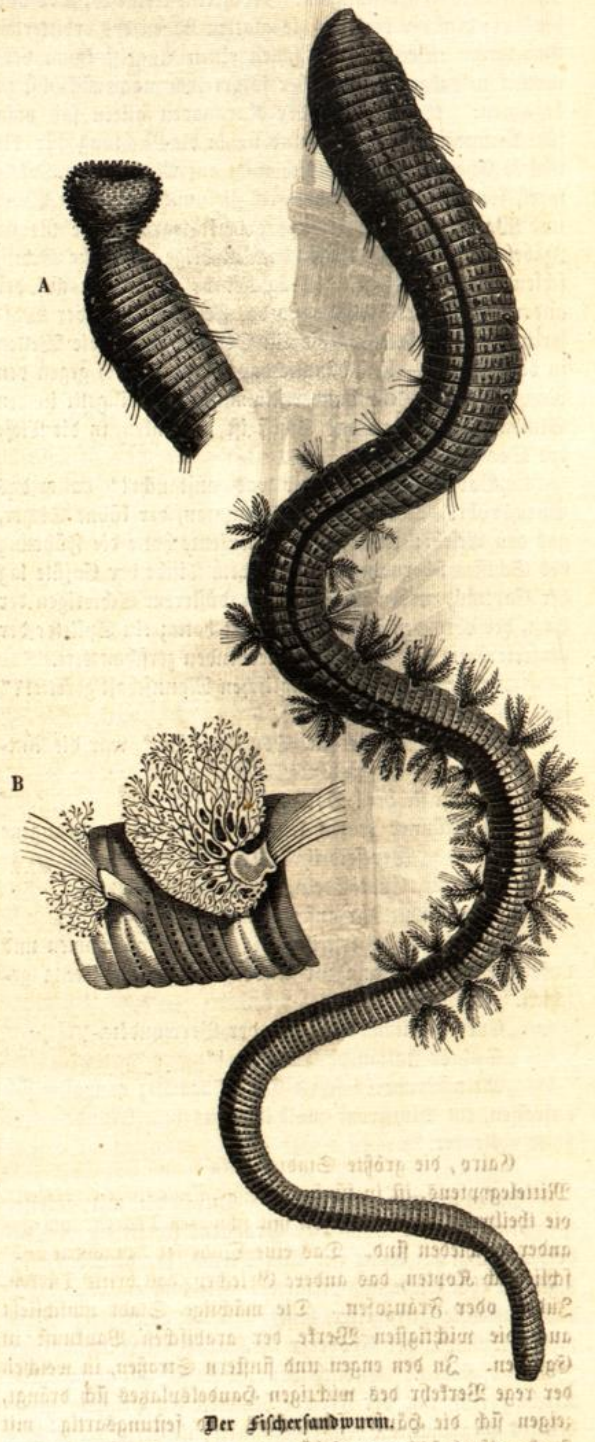
(Schluß folgt.)

Fischer sandwurm.

Der Fischer sandwurm, der unbedingt zu den merkwürdigsten Kriechern zählt, ist von der Gattung der Borstenwürmer, deren langer, wälziger Körper stark abgesetzte Ringe hat und deren baumsförmige Kiemen an der Mitte des Körpers sitzen. Am äußersten Ende auf der einen dickeren Seite befindet sich bei ihm eine runde Ausbuchtung, innen hohl, außen mit tausenden von sehr kleinen Tuberkeln bewachsen. Ist das der Kopf? Dieses Stück des Körpers erfüllt keineswegs die gewöhnlichen Functionen des Kopfes; man sieht keinen eigentlichen Mund oder Kauwerkzeuge; auch fehlen die Augen. Ohne Zweifel bildet diese Ausbuchtung eine Art Müffel zum Festhalten an andern Körpern; die Tuberkeln sind Luftlöcher. Der mittlere Theil des Körpers hat feine Borstenbüschel, die nichts anderes als Luftröhrenäste sind und zum Athmen im Wasser dienen.

Der Fischer sandwurm bewohnt ausschließlich das Meer; er lebt im Sande, wie sein Name besagt, und man findet

ihn oft 120 Fuß tief. Er steckt zu Millionen aufrecht in senkrechten Löchern, namentlich in den Dünen der Nordsee und wird als Köder beim Fischfang benützt. Wenn man den Fischer sandwurm angreift, fließt eine gelbliche



A. Vorderer Extremität des Körpers, eine Art Müffel; B. einer der Ringe aus der Mitte des Körpers, von der Seite gesehen.

Der Fischer sandwurm. Der Mensch ist nicht der einzige Feind dieses Wurmes; zahlreiche Gattungen von Seeheeren leben in beständigem Krieg mit demselben.